In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 149. Posen, den 20. Dezember 1927. Nr. 149.

Der Seewolf.

Von Jack London.

13. Fortsetzung.

Leach blieb unverändert auf dem Rande seiner Koje sitzen. „Laß ihn gehen, sage ich!" wiederholte er; aber diesmal war seine Stimme kernig und metallisch.

Der Ire schwankte. Ich machte Miene, vorbeizuschreiten, und er trat beiseite. Als ich die Treppe erreicht hatte, wandte ich mich gegen diesen Kreis brutaler und bösartiger Gesichter, die mich im Halbdunkel anstarrten. Ein plötzliches tiefes Mitgefühl wallte in mir auf.

„Ich habe nichts gesehen oder gehört, glaubt mir!" sagte ich ruhig.

„Ich sage euch, es ist in Ordnung," hörte ich Leachs Stimme, als ich die Treppe hinaufstieg. „Er liebt den Alten nicht mehr als ihr und ich."

Ich fand Wolf Larsen in der Kajüte, entkleidet und blutig. Er wartete auf mich und begrüßte mich mit seinem seltsamen Lächeln.

„Kommen Sie und machen Sie sich an die Arbeit, Doktor. Sie scheinen die besten Aussichten für eine ausgedehnte Praxis auf dieser Reise zu haben. Ich weiß nicht, was ohne Sie aus der „Ghost" geworden wäre, und wenn ich sogenannter edler Gefühle fähig wäre, würde ich Ihnen versichern, daß Ihr Kapitän Ihnen außerordentlich dankbar sei."

Ich kannte den einfachen Arzneikasten der „Ghost", und während ich Wasser auf dem Kajütofen wärmte und alles für die Behandlung der Wunden Nötige bereitmachte, ging er lachend und plaudernd auf und ab und betrachtete prüfend seine Verletzungen. Ich hatte ihn noch nie entblößt gesehen, und ich muß gestehen, daß die vollkommenen Linien von Wolf Larsens Gestalt und das, was ich ihre furchtbare Schönheit nennen möchte, mich faszinierten. Ich hatte die Männer im Vorderkastell beobachtet. So kräftige Muskeln auch einige von ihnen hatten, irgend etwas stimmte nie: eine ungenügende Entwicklung hier, eine zu starke dort, eine Biegung oder Krümmung, die die Symmetrie störte, zu kurze oder zu lange Beine, zu viel oder zu wenig hervortretende Knochen.

Wolf Larsen hingegen war der Mann in seiner Vollkommenheit. Wenn er sich bewegte oder die Arme hob, sprangen und regten sich die starken Muskeln unter der feinen glatten Haut. Ich konnte die Augen nicht von ihm lassen. Reglos stand ich da und ließ ein Päckchen Watte, das ich in der Hand hielt, sich aufrollen und zu Boden fallen.

Er sah sich nach mir um, und ich wurde mir bewußt, daß ich dastand und ihn anstarrte.

„Gott hat Sie schön geschaffen," sagte ich.

„Wirklich?" antwortete er. „Ich habe oft dasselbe gedacht und mir den Kopf zerbrochen, warum."

„Absicht —" begann ich.

„Zweckmäßigkeit," unterbrach er mich. „Dieser Körper ist zum Gebrauch geschaffen. Diese Muskeln sind gemacht, um zuzupacken, um zu zerreißen und zu vernichten, was sich zwischen mich und das Leben stellt. Sehen Sie her!"

Er spreizte die Beine und preßte die Zehen gegen den Kajütsboden, als wolle er ihn damit packen. Knoten, Klüfte und Berge von Muskeln spielten unter seiner Haut. „Fühlen Sie!" befahl er.

Sie waren hart wie Stahl. Sein ganzer Körper hatte sich, straff und geschmeidig, unbewußt zusammengezogen, die Muskeln streckten sich sanft über Lenden, Rücken und Schultern, die Arme waren leicht erhoben, ihre Muskeln zogen sich zusammen, die Finger krümmten sich, daß die Hände Klauen glichen, und selbst die Augen hatten ihren Ausdruck gewechselt und die Schärfe und Wachsamkeit eines Raubtieres leuchtete aus ihnen.

„Festigkeit und Gleichgewicht," sagte er und entspannte seinen Körper wieder „Füße, um sich am Boden zu halten, Beine, um festzustehen und Widerstand zu leisten, wenn ich mit Armen, Händen, Zähnen und Nägeln zu töten versuche, um nicht selbst getötet zu werden. Absicht? Zweckmäßigkeit ist ein besseres Wort."

Wenn ich an den heißen Kampf im Vorderkastell dachte, war ich überrascht von der Oberflächlichkeit seiner Verletzungen. Mit Ausnahme einiger häßlicher Wunden waren es nur tüchtige Beulen und Schrammen. Der Schlag, den er auf den Kopf erhalten hatte, ehe er über Bord flog, hatte seine Schädeldecke bloßgelegt. Ich reinigte die Wunde und nähte sie nach seiner Anweisung zusammen, nachdem ich die Wundränder rasiert hatte. Dann hatte er einen schlimmen Riß in der Wade, der aussah, als hätte sich eine Bulldogge hinein verbissen. Zu Beginn des Kampfes hatte, wie er mir erzählte, ein Matrose mit den Zähnen zugepackt und festgehalten, bis er ihn die Treppe mit hinaufzerrte, wo er sich freigetreten hatte.

„Ja, wie gesagt, Hump, Sie sind ein brauchbarer Mensch," begann Wolf Larsen, als ich mit meiner Arbeit fertig war. „Wie Sie wissen, fehlt uns ein Steuermann. Von jetzt an übernehmen Sie die Wache, erhalten 75 Dollar monatlich und werden vorn und achtern Herr van Weyden angeredet."

„Ich — ich verstehe nichts von Navigation, das wissen Sie doch," keuchte ich.

„Gar nicht nötig."

„Ich mache mir nichts aus einer solchen Beförderung," wandte ich ein. „Ich finde das Leben schwer genug in meiner jetzigen bescheidenen Stellung. Ich habe keine Erfahrung."

Er lächelte, als wäre die Sache abgemacht.

„Ich will nicht Steuermann auf diesem Höllenschiff sein!" rief ich trotzig.

Ich sah sein Gesicht hart werden und den unbarmherzigen Schimmer in seine Augen treten. Er ging in seinen Schlafraum, indem er sagte:

„Und jetzt, Herr van Weyden, gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr Larsen," antwortete ich schwach.

*

Ich kann nicht behaupten, daß die Stellung als Steuermann mir einen anderen Vorteil gebracht hätte, als daß ich nicht mehr Geschirr aufzuwaschen brauchte.

Ich wußte nicht das geringste von den elementarsten Pflichten eines Steuermanns, und es würde mir schlecht ergangen sein, hätte ich nicht die Zuneigung der Matrosen besessen. Ich wußte nichts von Tauen und Takelung, nichts von Segeln und Segelsetzen. Aber die Matrosen bemühten sich, mich anzuweisen — namentlich Louis war ein tüchtiger Lehrer — und meine Untergebenen machten mir keine Schwierigkeiten.

Anders die Jäger. Mehr oder minder mit dem Leben zur See vertraut, nahmen sie mich für eine Art Spaß. Ich beklagte mich nicht, aber Wolf Larsen forderte die pünktlichste Innehaltung der Schiffsetikette in bezug auf mich, und nachdem er ein paar von ihnen verprügelt und sie eindringlich ermahnt hatte, kamen die Jäger zur Vernunft. Ich war vorn und achtern Herr van Weyden, und nur inoffiziell geschah es wohl, daß Wolf Larsen mich noch Hump nannte.

Es war ganz unterhaltend. Während wir bei Tische saßen, schlug zum Beispiel der Wind um, und wenn ich dann aufstand, sagte er: „Herr van Weyden, würden Sie die Güte haben, nach Backbord umzulegen.“ Und ich ging an Deck, rief Louis zu mir und ließ mir von ihm sagen, was zu tun war. Wenn ich dann seine Anweisungen verdaut und das Manöver verstanden hatte, ging ich daran, meine Befehle auszuteilen. Ich erinnere mich eines der ersten Fälle dieser Art. Als ich gerade meine Befehle erteilen wollte, erschien Wolf Larsen auf der Szene. Er rauchte seine Zigarre und schaute ruhig zu, dann kam er nach achtern und stellte sich neben mich an die Kuff. „Hump,“ sagte er, „Verzeihung: Herr van Weyden, ich gratuliere. Noch ein bißchen Arbeit in den Tauen, einige Uebung im Segelsetzen und etwas Erfahrung bei Sturm, und Sie können am Ende der Reise auf jedem Küstenfahrer anheuern.“

In dieser Zeit, zwischen Johansens Tod und der Ankunft in den Robbengründen verlebte ich meine angenehmsten Tage auf der „Ghost“. Wolf Larsen war ganz rücksichtsvoll, die Matrosen halfen mir, und ich kam nicht in diese aufreizende Berührung mit Thomas Mugridge. Und ich muß offen gestehen, daß ich, wie die Tage schwanden, einen gewissen heimlichen Stolz zu fühlen begann. In dieser phantastischen Lage — eine Landratte als Nächstkommandierender — hielt ich mich doch ganz gut, ich wurde bald selbstbewußt und gewann das Heben und Senken der „Ghost“ lieb, die sich unter meinen Füßen ihren Weg durch die tropische See nach der kleinen Insel in Nordwesten bahnte, wo wir unsere Wasserfässer füllen sollten.

Aber mein Glück war nicht ungemischt. Es war nur eine verhältnismäßig weniger unglückliche Periode, die sich zwischen das große Elend von Vergangenheit und Zukunft eingeschlichen hatte. Denn die „Ghost“ war für die Matrosen ein Höllenschiff schlimmster Art. Sie hatten nie einen Augenblick Ruhe oder Frieden. Wolf Larsen bezahlte sie für ihren Ueberfall und die Prügel, die ihm in der Back zuteil geworden waren. Und morgens, mittags, abends und nachts widmete er sich der Aufgabe, ihnen das Leben unerträglich zu machen.

Leach und Johnson waren die auserwählten Opfer der teuflischen Einfälle Wolf Larsen, und der Ausdruck tiefster Schwermut, der sich auf Johnsons Gesicht und in seinen Augen zeigte, ließ mein Herz bluten.

Anders Leach. In ihm steckte zuviel von einem kämpfenden Raubtier. Er schien von einer unersättlichen Wut besessen zu sein, die ihm nicht Zeit ließ, sich seinem Kummer hinzugeben. Ich habe beobachtet, wie er Wolf Larsen, wie ein wildes Tier seinem Wächter, mit den Augen folgte, während ein tierisches Knurren tief aus seiner Kehle kam und zwischen den Zähnen zitterte.

Ich erinnere mich, wie ich einmal an Deck bei helllichtem Tage seine Schulter von hinten berührte, um ihm einen Befehl zu erteilen. Im selben Augenblick sprang er in einem Satz von mir weg, indem er knurrte und im Sprunge den Kopf wandte. Er hatte mich für den Verhaßten gehalten.

Immer wieder kam es zum Kampf zwischen Wolf Larsen und Leach, der sich stets wie eine Wildkatze mit Zähnen, Nägeln und Fäusten wehrte, bis er erschöpft oder ohnmächtig auf dem Deck lag. Sie brauchten nur gleichzeitig an Deck zu erscheinen, so waren sie auch schon fluchend und kämpfend aneinander, und ich habe Leach gesehen, wie er sich ohne Warnung und ohne Anlaß auf Wolf Larsen stürzte. Einmal schleuderte er sein schweres griffestes Messer und verfehlte Wolf Larsens Kehle nur um einen Zoll.

Ich wunderte mich oft, daß Wolf Larsen ihn nicht tötete und der Sache damit ein Ende machte. Aber er lachte nur, und es schien ihn zu belustigen.

„Es kitzelt,“ erklärte er mir, „wenn das Leben nur an einem Haar hängt. Der Mensch ist von Natur aus Spieler, und das Leben ist der höchste Einsatz, den man hat. Je größer die Gefahr, desto mehr kitelt es. Warum sollte ich mir die Freude rauben, Leachs Seele bis zur Fieberglut zu erhitzen? Uebrigens erweise ich ihm damit einen Freundschaftsdienst. Das Gefühl ist gegenseitig. Er führt ein königlicheres Dasein als irgendeiner von der Mannschaft, wenn er es auch nicht weiß. Denn er hat, was die anderen nicht haben, ein Ziel, eine Aufgabe, die ihn ganz erfüllt: den Wunsch, mich zu töten, und die Hoffnung, daß ihm dies glücken werde. Wirklich, Hump, er lebt auf den Höhen des Lebens. Ich zweifle, daß er je so frisch und mutig gelebt hat, und beneide ihn zuweilen ehrlich, wenn ich ihn auf dem Gipfel der Leidenschaft und des Gefühls rasen sehe.“

„Ach, das ist feige, feige,“ rief ich. „Sie haben ja das Uebergewicht.“

„Wer ist der größere Feigling von uns beiden, Sie oder ich?“ fragte er ernsthaft. „Wenn Sie wirklich groß, wenn Sie wahr gegen sich selbst wären, so würden Sie gemeinsame Sache mit Leach und Johnson machen. Aber Sie fürchten sich. Sie wollen leben. Das Leben in Ihnen schreit heraus, daß es leben muß, koste es, was es wolle. Und daher leben Sie unwürdig, werden Ihren besten Träumen untreu, versündigen sich gegen alle Ihre jämmerlichen Lehren und schicken Ihre Seele schnurstracks in die Hölle, falls es eine geben sollte. Bah! Ich spiele ein tapferes Spiel, denn ich bleibe meinen Lebensanschauungen treu.“

Was er sagte, traf mich. Vielleicht war ich wirklich feige. Und je mehr ich darüber nachdachte, desto mehr erschien es mir als Pflicht, zu tun, was er mir geraten hatte: gemeinsame Sache mit Leach und Johnson zu machen.

Ich erwog es lange, lag wach in meiner Koje und ließ die Tatsachen nochmals in endloser Prozession an mir vorbeiziehen. Während der Nachtwachen, wenn Wolf Larsen unten war, sprach ich mit Johnson und Leach. Beide hatten die Hoffnung aufgegeben — Johnson aus Mutlosigkeit, Leach, weil er sich in dem vergeblichen Ringen erschöpft hatte. Aber eines Nachts ergriff er leidenschaftlich meine Hand und sagte:

„Sie sind rechtschaffen, Herr van Weyden. Aber bleiben Sie, wo Sie sind, und halten Sie den Mund. Wir beide, Johnson und ich, sind verloren, ich weiß es — aber vielleicht wird es Ihnen doch eines Tages möglich sein, uns einen Dienst zu erweisen, wenn wir es verdammt nötig haben.“

Ich hatte die Hoffnung gehegt, daß Wolf Larsens Opfer eine Gelegenheit zur Flucht finden würden, wenn wir die Wasserfässer füllten, aber Wolf Larsen hatte seine Maßregeln getroffen. Die „Ghost“ lag eine halbe Meile vor der Brandung, und dahinter war öder Strand, den eine wilde Bergschlucht mit steilen, vulkanischen, unersteigbaren Wänden abschloß. Und hier, unter seiner eigenen Aufsicht — denn er ging selbst mit an Land —, füllten Leach und Johnson die kleinen Fässer und rollten

sie zum Wasser hinab. Sie hatten keine Gelegenheit, mit Hilfe eines Bootes ihre Freiheit zu gewinnen.

Harrison und Kelly jedoch machten einen Fluchtversuch. Sie befanden sich in einem der Boote und hatten die Aufgabe, mit je einem Faß zwischen Strand und Schoner hin und her zu rudern. Gerade vor dem Mittagessen, als sie mit einem leeren Faß an Land fuhren, änderten sie plötzlich den Kurs nach links, um hinter das Vorgebirge zu kommen, das sich zwischen ihnen und der Freiheit aus dem Meere erhob. Jenseits der schäumenden Flächen lagen die hübschen Dörfer der japanischen Kolonisten und lächelnde Täler, die sich weit ins Innere erstreckten. Waren sie erst dort, so konnte Wolf Larsen sich den Mund nach ihnen wischen.

Ich hatte bemerkt, daß Henderson und Smoke den ganzen Morgen auf Deck herumlungerten, und jetzt erfuhr ich den Zweck. Sie nahmen ihre Büchsen und eröffneten lässig ein Feuer auf die Flüchtlinge. Es war eine kalte Darbietung ihrer Schießkunst. Zuerst hüpften ihre Kugeln harmlos über den Wasserspiegel zu beiden Seiten des Bootes, als aber die Leute weiter ruderten, trafen sie immer näher.

(Fortsetzung folgt.)

Als Brüderchen starb.

Von Lárus Sigurbjörnsson.

Als der Schnee fiel — der erste Schnee des Winters — schied er von der Welt. Er verschwand genau so unbemerkt von der großen Welt, wie er gekommen war — wie eine Flocke, die vom Himmel herabschwebt und auf dem Spiegel stiller, tiefer Wasser hinschmilzt. Sein Leben war so kurz gewesen wie das momentweise Auffangen eines Sonnenstrahls, bevor er ins Nichts versinkt. Seine Träume müssen still und glückserfüllt gewesen sein, denn mitunter lächelte er im Schlaf Er mußte mit einem Lächeln in seiner Seele geboren sein.

Aber das Weinen? Der Schmerz? Der unaussprechliche Schmerz, der in solch einem Kinderweinen liegen kann?

Auch der Schmerz muß in ihm gewohnt haben, denn manchmal weinte er im Schlaf.

Sein Leben muß sonderbar und merkwürdig gewesen sein, wie der Flug einer Schneeflocke, die alle Farben spiegelt, alle Farben des Lichtes, die dunkelvioletten und die hellen, milden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Schnee fiel.

Im Hause wurden ängstliche Gespräche geführt. Man schlich vorsichtig umher, und vermied es, einander anzuschauen. Es war, als ob alle bange waren, daß einer die Gedanken des andern lesen oder erraten könne. Keine Tür wurde laut zugeschlagen. Nirgends brannte mehr Licht als notwendig. Das Halbdunkel schlich durchs Haus, löschte und verwischte hier — und belebte dort . . .

Es war der Tod. Niemand war sich über den Ausgang im Zweifel — und doch schlich man umher und ängstigte sich — graute vor dem scharfen Licht des kommenden Tages, denn dann würde sicher alles vorbei sein. Ein kalter, weißer Schein würde sich dann über das Leblose breiten, über den erstarrten Körper, der jetzt schmerzgequält war. Selbst der Schmerz hielt einen fest, band einen an das Jetzt, das so voller Grauen war.

Trotzdem niemand über das Ende im Unklaren war, kämpfte man. Man wußte alles, ahnte alles. Es lag in der schweren Krankenzimmerluft, die durch die Türspalten drang. Hinter der Tür wurde gekämpft, und doch war dieser Kampf so aussichtslos, daß man es nicht einmal wagte, ihren Namen, den Namen der Mutter auszusprechen. Man flüsterte ihn nur, fürchtend, auch nur einen blassen Schimmer von dem zu denken, was sie dachte.

Unheimliches Dunkel schlich in den Ecken umher.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich war von zu Hause fort — Hunderte von Meilen war ich fort, als es geschah.

Ich wohnte in einem Pensionszimmer, das ich mir gemietet hatte, als ich in der Stadt studierte.

Vor kurzem hatte ich einen Brief von zu Hause erhalten. Darin stand, daß Brüderchen krank sei.

„Deine Mutter hat Angst . . .“

Wie geht es zu, daß eine einzige Zeile eines Briefes ein echteres Bild, nein ein wirklicheres Bild von einer Mutter — von allen Müttern — geben kann — als eine jahrelange Bekanntschaft, während der einem doch alle Sorgfalt und Liebe zuteil wurde. War es der Hauch des Todes, den ich hinter diesen Zeilen verspürte?

Ich wußte, daß Brüderchen bereits bei seiner Geburt vom Tode gezeichnet war. Sein Körper würde niemals so viel Kraft bekommen, um sein eigenes Gewicht tragen zu können. Es war, als ob sein Leben ganz unwirklich und fern war — und doch schien es kaum denkbar, daß diesem schwachen Leben die volle Bürde des Todes auferlegt werden konnte, — daß Brüderchen wirklich die Kräfte besitzen würde, denselben Becher zu leeren, der uns allen einmal geboten würde, uns großen, starken Erwachsenen. Brüderchen war der l e t z t e von uns z e h n Geschwistern.

Ich wußte, daß Mutter ihn mit derselben Liebe erwartet hatte, wie uns andere Kinder — und er wurde so schwach — immer schwächer . . .

Als ich während der Ferien zu Hause gewesen war, hatte ich mich oft über Brüderchen gewundert.

Wie meistens, lag er in seinem Bett. Tag aus, Tag ein. Ich konnte meine Blicke nie von ihm wenden, wenn er so dalag. Ob er nun lächelte oder weinte, war es immer ein Lächeln und ein Weinen, das sich von allem, was ich sonst gesehen hatte unterschied. Der Eindruck dieser Stunden blieb in mir haften, als wenn ich etwa mit der Ewigkeit gesprochen hätte. In Brüderchens Blick lag eine grundlose Schlichtheit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der ganze Lebenslauf dauerte gut und wohl e i n Jahr.

Kann man erwarten, daß man viele Seiten mit der Beschreibung eines solchen Lebens füllen soll? Vielleicht — vielleicht mit demselben Recht, wie man von vielen Schriftstellern erwartet, daß sie dicke Bücher mit der Beschreibung einer glänzenden Laufbahn ausfüllen, die vor dem großen Punktum damit schließt, daß der ehrbare Held als Justizrat oder Gott weiß was endet — jedenfalls mit Korpulenz und Fruchtbarkeit und so weiter . . .

Solch ein Leben, wie Brüderchen, werde ich nie wieder erleben, es war gut, es war vom Tode gezeichnet, aber es war einfach und voller Schmerzen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich befand mich, wie gesagt, nicht zu Hause, sondern im Ausland, als es geschah.

Ich war spät in mein Pensionszimmer zurückgekehrt. Alles war unverändert. Der gesprungene Spiegel hieß mich mit seinem gespaltenen Grinsen willkommen.

Ich arbeitete ein wenig, bevor ich zu Bett ging. Nach alter Gewohnheit öffnete ich das Fenster. Der kalte Hauch der Nacht strich an mir vorbei ins Zimmer.

Draußen schneite es.

Der erste Schnee des Winters.

Langsam rieselten die Flocken herab, denn das Wetter war still. Ohne den geringsten Schmerz, ja, natürlich, sagte ich zu mir selbst:

„Jetzt starb Brüderchen . . .“

Und der Schnee fiel die ganze Nacht. — — —

Fataler Irrtum.

Ein Testament mit Hindernissen.

(Nachdruck verboten.)

Wie das enden soll, weiß kein Mensch, und das ganze Durcheinander ist nur entstanden, weil Mister Adelare in sein Testament den merkwürdigen Satz aufgenommen hat:

„Wenn die Freundin meiner Gattin, Frau Mary White aus Leeds, zu meiner Frau zieht, um ihr Gesellschaft zu leisten, soll sie 50 000 Dollar erhalten.“

Zur Erklärung dieser seltsamen Klausel ist eine kurze Geschichte nötig, ehe man begreifen wird, was diese letztwillige Verfügung bedeutet, und weshalb ihre Durchführung auf unüberwindliche Hindernisse stößt. Als Mister Adelare vor fünfzehn Jahren aus Amerika nach London übersiedelte, lernte er dort zwei junge Damen kennen, die schier unzertrennlich waren, und als Jugendgespielinnen sich abgöttisch liebten.

Die eine hieß E v e l y n e, die andere M a r y; beide waren sehr hübsch, beide arm, und beide hatten das Pech, sich in den gleichen Mann sterblich zu verlieben. Und dieser Mann war Mister Adelare, der reiche Amerikaner. Der wollte von Mary nichts wissen, hatte nur Augen für Evelyne, die er schon nach kurzer Zeit zum Altar führte. Die Ehe war glücklich bis zu dem Tage, an dem Mister Adelare für immer die Augen schloß.

Fünfzehn Jahre sind seit der Hochzeit verflossen, fünfzehn Jahre haben sich Mary und Evelyne nicht wiedergesehen, denn seit dem Tage, an dem Evelyne Frau Adelare wurde, hassen sich die beiden, wie nur zwei Frauen hassen können, die denselben Mann geliebt haben. Mary war nach Leeds gezogen und hatte dort einen ungeliebten Mann geheiratet, einen Mister White, der ihr den Gefallen tat, bereits nach einem Jahre zu sterben.

Kurz nach dem Todes ihres Mannes hielt sie die Gelegenheit für günstig, sich Mister Adelare wieder zu nähern, den sie immer noch liebte, und nicht vergessen konnte. Aber Evelyne war auf der Hut und fing die Briefe ab. Einmal warf ihr Mann nur einen Blick auf den Umschlag und las den Namen der Absenderin.

„Nanu,“ fragte er, „Mary schreibt dir wieder?“

„Gewiß,“ log Evelyne in ihrer Angst, „wir haben uns wieder vertragen und lieben uns sehr. Sie schreibt mir jede Woche, und ich ihr auch.“

Als daher Mister Adelare sein Testament aufsetzte, glaubte er, seiner Frau einen besonderen Gefallen zu tun, wenn er dafür sorgte, daß sie in Zukunft gemeinsam mit ihrer „besten Freundin“ das Haus teilen könne. So kam jene seltsame Klausel zustande. Doch damit hatte er etwas Schönes angerichtet. Mary würde sich lieber elf Finger abbeißen, als ihr Leben lang mit Evelyne zusammenwohnen zu müssen, und Evelyne denkt kaum viel anders.

Wenn die 50 000 Dollar nicht wären! Das ist nämlich eine ganz nette Summe, die man ungern im Stich läßt. Und (was wesentlicher sein mag) die man der anderen nicht gönnt! Mary weiß, daß sie die schönen Dollar der Gegnerin nur abnehmen kann, wenn sie in deren Haus zieht. Also überwand sie alle Gefühle, ließ durch ihren Anwalt erklären, daß sie bereit sei, den letzten Willen des Verstorbenen zu erfüllen.

Darauf verließ Evelyne London und begab sich auf Reisen. Verzogen, unbekannt wohin, das kennt man ja. Möge Mary nun versuchen, ihr zu folgen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Das Nachlaßgericht befindet sich in einer wenig beneidenswerten Situation. Es kann Evelyne die Dollar nicht auszahlen, da Mary ja im Grunde bereit ist, zu ihr zu ziehen, es kann sie aber auch Mary nicht aushändigen, da Evelyne es ihr unmöglich macht, den Willen des Erblassers zu erfüllen. So bleiben die 50 000 Dollar eben liegen, bis es Mary White gelingen wird, die Gegnerin einzuholen und ihr Gesellschaft zu leisten. Was dabei herauskommt, kann man sich ja ungefähr vorstellen. U. E.

Der feine Ton.

Von Alfred Kerr.

1. Trink bei Tisch die Fingerschale nicht zu hastig aus — und laß die Zitrone drin.

2. Fasse Lachsbrötchen bei Tees nicht seitlich an, sondern mit Zeigefinger und Mittelfinger von oben. Schüttle dann einer Dame die Hand.

3. Lege deinen Hut auf den Eßtisch mit der Oeffnung nach unten — wenn dir warm war.

4. Ziehe bei Tisch einen Zahnstocher heraus und entferne mit Ruhe, was dich stört. Nur im Notfall nimm ein Streichholz.

5. Brauche für die Soße nie das Obstmesser, sondern das größere

6. Fülle dein Weinglas zuerst, und nur wenig über den Rand. Frage darauf die Nachbarin, ob sie was trinken will. Reiche dann die Flasche langsam an ihrem Gesicht vorbei dem nächsten Herrn.

7. Sage, wenn du mit einer Auster nicht fertig wirst: „In England ißt man sie mit dem Bart."

8. Krebsscheren zerbeiße. Halte dann die Hand vor und recke den kleinen Finger graziös nach oben, wenn du die Schalen auf den Teller spuckst.

9. Von herumgereichten Weißbrötchen nimm eins, knacke es mit den Fingern und wähle dann lieber ein anderes.

10. Sei überzeugt, daß der schwer zu lösende Innenteil eines Hummers auf die Tischblumen gehört, nicht auf die Deckenlampe.

11. Gib dem Tischgespräch eine persönliche Note. Sprich von deinem eingewachsenen Fußnagel. Oder von der Straßenbahnlinie „16" mit dem Umsteiger.

12. Sage zu einem Herrn: „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Frau vorstelle."

13. Tust du am kalten Büfett zum zweiten Male Salat auf den Teller, so bediene dich dazu deiner Gabel.

14. Daß du ein Auto hast, erwähne nur indirekt. („Unser armer Chauffeur friert gewiß.")

15. Iß die Suppe so, daß du Worte deiner Nachbarin immer noch hörst.

16. Sag' einer jüdischen Tischnachbarin sofort: „Mich stört das nicht, ich bin Philosemit."

17. Binde die Serviette so, daß sie ohne Zeitverlust aufzuknoten geht. Nie so fest, daß die Gesundheit leidet.

18. Hast du einen Gast, so nötige zum Essen mit der Begründung: „Es wird bis morgen doch schlecht."

19. Hilf einer Dame ins Auto stets am Popo mit wagrecht gehaltener Hand, die du dann aufwärts hebst.

20. Radiere nicht zu oft mit deinem Gummikragen, damit er seinen Glanz behält.

Aus dem demnächst bei S. Fischer erscheinenden Buche Alfred Kerrs: „Es sei, wie es wolle, es war doch so schön", bringen wir den folgenden Vorabdruck als Appetitanreizung.

Wilderers Weihnacht.

Eine Tiroler Skizze.

Nach einer wahren Begebenheit von **Karl Perktold.**

(Nachdruck verboten.)

Dumpf brütete Annerl, des Oberbauern junge Frau, vor sich hin. In der Wiege schlummerte der Jüngste: der träumenden Mutter zu Füßen spielte der sechsjährige „Bua", der kleine Xaverl, auf seiner Mundharmonika. Einmal setzte er ab und zupfte am Rocke der Mutter: „Mutterl, gel ja, 's Christkind bringt mir heute eine größere Mundharmonika?" Die Mutter aber hörte nicht zu, sie dachte an den Gatten. „O Gott, wie oft habe ich ihn gebeten, er solle doch das Wildern lassen." Aber ihr Gatte, der Oberbauer Franz, wollte nicht hören, zerlegte das Gewehr und verstaute die einzelnen Teile im grünlich-braunen Rucksack. In die Jackentaschen stopfte er Patronen hinein und in die Brusttasche das Fernglas. „Weißt, Annerl, das darfst mir nicht immer vorhalten. Ich möchte ja nur einen Gemsbock holen — für morgen, zum Weihnachtsfest!" Annerl schwieg; denn sie kannte ihren Mann zu gut und wußte genau, daß er keine Gegenrede duldete. Als er unter der Haustür stand, küßte er noch den kleinen Xaverl. „Xaverl, wenn ich wiederkomme, dann kommt auch das Christkindl zu dir!" — „Holst du das Christkind, Vater?" — „Ja, Xaverl, ich bring's gleich mit." Kaum war die Haustür hinter dem Oberbauern zugefallen, da schrie Annerl laut auf, daß der Forteilende es noch hören konnte und sich — von innerer Unruhe getrieben — nochmals umwandte. Sachte küßte er die Lippen seiner Frau. „Wein' nicht, Annerl, ich komm gleich wieder." Aber er kam nicht mehr.

*

Oben auf Bergeshöhen pirschte der Oberbauer nach der Fährte der Gemsen. Eisig pfiff ihm der Wind in das Gesicht — aber er kümmerte sich nicht darum. In ihm war die Jagdleidenschaft des Gebirglers erwacht, und da gibt es keine Rücksicht auf sich und andere mehr. Im Schein der sinkenden Abendsonne erspähte er die Gemsen, die sich, über das Schneefeld witternd, der Anhöhe, auf der er lauerte, näherten. Immer höher und höher kletterten sie empor. Voran ein prachtvoller, kapitaler Bock. Der Oberbauer legte an, und in seinem Blute kochte die Freude auf dieses schöne Jagdopfer. Eine herrliche Weihnachtsgabe! Seine Gedanken waren für einen Augenblick bei Annerl. Nur blitzschnell, dann konzentrierten sie sich wieder auf den Bock, der jetzt schön vor ihm stand. Der Oberbauer nahm ihn aufs Korn, zielte und. — — —

Da geschah etwas Furchtbares, Unerwartetes. Welcher Jäger geht auch am Heiligabend „auf Pirsch"? Aber heute war doch einer zu dieser Höhe emporgekommen.

„Halt, oder ich schieße!"

Der Oberbauer erschrak bis ins Innerste. Doch schnell fand er die Fassung wieder. „Um Himmels willen, entdeckt!!! Heute am Weihnachtsvorabend! Niemand darf es erfahren, daß der Oberbauer ein Wilderer ist." Er hörte nicht auf die Aufforderung, sondern zielte auf den Jäger. Schüsse wechselten — ein Schrei durchriß die Stille der Bergnacht, und der Oberbauer sank, ins Herz getroffen, in sich zusammen.

*

Die Uhr zeigte bereits die Mitternachtsstunde. Noch immer saß träumend die Frau auf dem Schemelchen und starrte vor sich hin. Unaufhaltsam perlten Tränen um Tränen über die blaß gewordenen Wangen. Ihr zu Füßen schlummerte Xaverl, in seiner Hand die Mundharmonika haltend. Er konnte das Christkind nicht mehr erwarten. „Vati bringt es nicht mit! Warum kommt Vati nicht wieder?", fragte er beständig. Die Mutter gab ihm tröstende Antworten. Als er des Fragens zu müde geworden war, war er eingeschlafen. Das Kleine in der Wiege verstand noch nichts von Weihnachtszeit und Weihnachtsfreude. Die Mutter ahnte, warum der Vater nicht mehr wiederkehrte.

Dumpf und schwer klangen vom Turm des Bergkirchleins die Glocken in das Tal, zur Mitternachtmesse rufend. Leute huschten an Oberbauers Haus vorüber. „Der Oberbauer ist schon zur Ruh' gegangen," sagten sie. Sie wußten ja nicht, daß im Schlafzimmer der Oberbauerseheleute ein Christbaum stand, der noch nicht geleuchtet hatte. Sie wußten ja nicht, daß der Oberbauer für immer zur Ruhe eingegangen war — oben auf Bergeshöh' lag sein Körper, Schneeflocken schaufelten ein natürliches Grab.

Des Wilderers Weihnachtsfest!

Aus aller Welt.

Uraufführung in Mainz. Das Lustspiel „Daniel in der Löwengrube" von Hermann Lekisch und Max Malén errang, dank einer originellen Handlung, die zum Mittelpunkt eine Heiratslotterie hat, und dank einer guten Aufführung einen außergewöhnlich starken Publikumserfolg.

Ein neues Schauspiel von Walter von Molo. Walter von Molo hat ein neues Schauspiel „Ordnung im Chaos" vollendet. Die Uraufführung findet am 16. Dezember im Thalia-Theater in Hamburg statt.

Eine Dichtung von Goethe als Operntext. Das Württembergische Landestheater in Stuttgart erwarb die einaktige Oper „Scherz, List und Rache" von Egon Wellesz (Dichtung von Goethe) zur Uraufführung.

Schneeinsekten. Zu den Insekten, die auch der Winterkälte trotzen können, gehört vor allem der Gletscherfloh, der sogar ausschließlich auf Schnee lebt und auch tagelanges Einfrieren im Eise ohne Schaden übersteht. Als Gebirgsbewohner und bis zu 3000 m Höhe vorkommend, kann er überhaupt sehr hohe Kältegrade vertragen. Auf frischer Schneedecke kann man an milden Wintertagen mitunter auch „Schneewürmer" herumlaufen sehen, d. h. die mit diesem Namen benannten schwarzbraunen und haarigen Larven eines Weichkäfers, die sogar manchmal in solcher Menge vorkommen, daß ihr Auftreten vom Volksmund als „Wurmregen" bezeichnet wird. Bis Mitte Dezember fliegt auch der Frostspanner umher, und zwar sogar oft bei großer Kälte, während die Mücken bekanntlich nur an milden, sonnigen Wintertagen zu sehen sind.

Fröhliche Ecke.

Brautfahrt. „Was ist aus der Sache eigentlich geworden? Vor zwei Monaten wollte doch Otto Ihrer Tochter bei einer Autotour seinen Antrag machen?"

„Vorläufig schwebt die Sache noch. Sie sind beide noch im Krankenhause . . ."

Die Autogefahr. Fachschullehrer: „Welches ist die größte Gefahr für Automobilfahrer?"

Schüler: „Die Polizei!"

Ein Ausspruch Jean Pauls. Von allen warmen Getränken," sagte Jean Paul, „ist mir kalter Kaffee das liebste."

Bewerbungsschreiben. Wie ich Ihrer werten Annonce entnehme, suchen Sie einen Buchhalter und Stenotypisten, gleichgültig, ob Mann oder Frau. Da ich beides bin, möchte ich mich Ihnen hiermit empfehlen . . ."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.